

### Ein gutes Geschäft.

Von Lore Wallgren. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen.

Der Chef des großen Juwelengeschäftes in groß Charles Burtons, Ludgate Hill, London, war im Begriff, sein Kontor zu verlassen, um sich nach seiner außerhalb der Stadt gelegenen Villa zu begeben. Es war halb sechs, also ungewöhnlich spät, denn es war ein heißer Tag gewesen und das Personal hatte mit aller Kraft arbeiten müssen, um zur Zeit fertig zu werden.

Die Arbeitskräfte waren verhältnismäßig gering, ja durchaus unzulänglich, denn der Chef huldigte der Ansicht, daß lieber jeder Angestellte für zwei arbeiten solle, als daß er eine einzige Person zu viel engagiere.

Das Lager, welches wenig Raum einnahm und besonders wertvoll war, befand sich in dem geräumigen Kontor. Eine Treppe höher wohnte der Akteur, der diese Schätze bewachte, und viele Anordnungen waren getroffen, um sie gegen nächtliche Besuche zu schützen.

Der Chef hüllte sich in seinen Pelz, nahm Hut und Stod und ging mit elastischen Schritten die mit Matten belegte, spiralförmige Treppe hinauf zur Residenz des Wächters, um ihm Verhaltungsmaßregeln zu geben, wos er nie unterließ, auch wenn er ihm nichts Besonderes zu sagen hatte.

„Geben Sie acht, daß alles in Ordnung ist. Vergessen Sie nicht, die Fenster zu schließen, und wenn einer von den Herren noch arbeitet, so hören Sie ihn nicht. Adieu, Jackson.“

Der Anrede verneigte sich.  
„Wird alles besorgt, Herr.“

Raum hatte der Chef die Tür hinter sich geschlossen, als unten im Kontor die Stimmen sich lauter erhoben. Doch um sechs Uhr wurde Schluss gemacht. Eine halbe Stunde später packten auch die in einem kleinen Zimmer neben dem Kontor sitzenden Buchhalter ihre Arbeit zusammen. Nur einer von ihnen sah noch in seine Bücher vertieft, als der Wächter um sieben Uhr seinen Kopf zur Tür hereinsteckte.

„Sie haben wohl noch eine Weile zu thun, Herr Watson, da will ich nur lieber gleich schließen.“

„Ja, das dauert hier noch ein paar Stunden, also schließen Sie nur.“

Dreidreißig Schweigen herrschte in dem großen Geschäftslokal, dumpf nur brauste der Straßenlärm herauf.

Watson schritt die Zeit vorwärts. Die Uhr schlug neun vom Thurm der St. Paulskirche, und noch immer sah unser Mann an seinem Schreibtisch.

Jackson brachte ihm eine Tasse Thee, legte ein paar Holzschuhe in den Kamin und ging wieder hinaus.

Ein schwaches Knirschen, gefolgt von einem unbestimmten, dumpfen Laut, als ob etwas über das Trottoir geschleift würde, vermischte sich plötzlich mit dem heraufstöhnenden Straßenlärm. Watson ließ die Hände ruhen und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Da er aber nichts hörte, erhob er sich, öffnete die Tür und ging leise die Treppe hinauf, um nach Jackson zu sehen. Doch dieser war nicht da, jedenfalls befand er sich in seinem Zimmer nebenan.

Augenscheinlich sehr vergnügt über diesen Umstand ging Watson wieder hinunter, sich aufrichtig die Hände reibend.

Er spähte durchs Fenster und murmelte: „Das ist mir ein schöner Wächter. Wir haben einen Nebel, daß man kaum die Laterne sieht, und er liegt und schläft.“

Dann klopfte er langsam in langen Zwischenräumen an das Fenster. Gleich darauf vernahm er ein gleiches Klopfen, aber bedeutend schwächer, von draußen. Er versuchte, hinauszuspähen, konnte aber durch den dichten Nebel nichts erkennen. Hastig zog er sich ins Zimmer zurück und schien sich wieder in seine Rechnungen zu vertiefen. Gleich darauf hörte er einen schwachen, klirrenden Laut. Dann war alles still wie zuvor. Watson sah in lauernder Erwartung. Jede Muskel in seinem wohlgeformten Gesicht brühte eine hochgradige Spannung aus.

Leise ging die Tür hinter ihm auf, und eine lange, dunkle männliche Gestalt betrat lautlos das Zimmer.

„Sind Sie da, Hasstell?“ fragte Watson stützend. „Ein herrlicher Nebel, alles all right.“

„Wir müssen uns beeilen, es ist nicht viel Zeit zu verlieren. Der Wächter kann jeden Augenblick kommen. Sie, Watson, stehen natürlich mit Ihrem Leben ein für das Wohl des Geschäftes, Sie gehen in den Tod für das Haus, in welchem Sie arbeiten, verstehen Sie? Sie leisten also Widerstand. Sie werden verurteilt — man findet Sie bewußtlos — alles weitere brauchen Sie nicht zu spielen. So habe ich mir die Sache gedacht. Es ist notwendig, daß Sie einen Messerhieb bekommen, also Sie riskieren wirklich ein wenig. Doch vollkommen ruhig bleiben, nicht mucken, sonst ist alles verloren.“

„Aber...“

„Keine Einwendungen! Zeigen Sie, daß Sie der Mann sind, für den man Sie hält. Davon hängt alles ab.“

„Stehen Sie nur das Messer nicht zu tief.“

„Sagen Sie ganz ruhig. Wo ist der Selbstmord? Ach so, da. Wieviel ist darin?“

„Achttausend Pfund, gemäß dem Uebereinkommen.“

„Gut. Und die Diamanten nebenan rechts in den Fächern. Nun, Sie werden von hinten überfallen, das ist wohl das Beste. Eine neue Chance für Sie, Sie haben alle Chancen. Sie stehen sich das Taschentuch in den Mund, damit Sie keinen Laut abgeben. Es ist mit B. J. gezeichnet, ich kenne niemand mit diesen Initialen. Sind Sie bereit? — Eins, zwei, drei.“

Und rasch ließ er den scharf geschliffenen Dolch, den er in der Hand hielt, dem Manne in die Seite, daß er mit verzerrtem Gesicht stöhnend in Hasstells Arme sank.

Doch dieser bewies Watsons Schmerzen gegenüber eine treffliche Kaltblütigkeit. Kein Zug veränderte sich in seinem Gesicht, während er ihn in die rechte Lage brachte.

„Und nun an die Arbeit. Die Bücher hier sind zu Boden gefallen, der Stuhl ist quer zur Erde gestürzt — so, weiter ist nichts übrig, um die Leute erkennen zu lassen, daß ein hartnäckiger Kampf auf Leben und Tod stattgefunden hat. Du wirst nun verherlicht werden, Herr Watson, Du hast Dich tapfer verteidigt. Für eine Woche bist Du der Salonheld Londons. — Hier der Geldschrank. Ein schöner Haufen Geld. Eine gute Ernte. Eine Unvorsichtigkeit Burtons, soviel Geld in der Kasse zu haben. Die Zeitungen werden es tabeln.“

Er lachte leise kurz auf. „Und nun hier herein. Den Knopf zum elektrischen Licht hätten wir. Und nicht auf die Schwelle treten, sonst beginnt die Alarmlaute zu läuten. Es ist doch ausgezeichnet, wenn man seine Instruktionen hat.“

Als das Licht in der kleinen Rollette mitten an der Decke sich entzündete, erkannte Hasstell rechts neben der Tür einen etwa drei Meter langen, eingemauerten Schrank mit einer Reihe von Schubladen. Diese zog er nacheinander auf und entnahm ihnen die kostbaren Schmuckstücke. Es war kein Stück unter fünfzig Pfund dabei. Als er seine großen Taschen bis zum Rande gefüllt hatte, ging er hinaus, ließ die Schubfächer offen und das Licht brennen. Nun galt es das wichtigste für ihn: ungesehen auf demselben Weg, den er gekommen war, zu verschwinden. Er entkam glücklich aus dem Zimmer, in welchem Watson in einer kleinen Blutlache noch immer bewußtlos lag, er langte auch glücklich durch das Fenster auf die hohe Mauer, welche sich neben dem Hause erhob und verschwand dann in dem Nebel, gerade als die Thurmuhr viertel zehn schlug. Das „Geschäft“ war gut abgelaufen und in kaum einer Viertelstunde ausgeführt worden.

Watson lag noch immer ohne Bewußtsein, ohne daß er es zu spielen brauchte, wie Hasstell gesagt hatte. Nach zehn Uhr kam Jackson wieder herunter, um zu sehen, ob er noch nicht fort sei. Ein Blick in das Zimmer sagte ihm, daß ein Gast da gewesen war, den der Polizei zu überliefern er zu spät kam.

Er eilte an das Telefon und benachrichtigte diese sowie den Arzt. Als die Repräsentanten der Gerechtigkeit und Heilkunst nach knapp zehn Minuten anlangten, stand noch alles unberührt.

Das Resultat der polizeilichen Untersuchung kam alsdann in die Zeitungen, die lange Spalten damit füllten, und alles ging so, wie die drei Kompanys es beabsichtigt hatten.

In den nächsten vierzehn Tagen war Burtons Aufenthalt im Kontor eine ununterbrochene Reihe von Empfängen. Detektive, Journalisten, Beamte der Versicherungsgesellschaft und ganze Schaaren Neugieriger gingen in Ludgate Hill ab und zu. Sie hatten alle wichtige Anliegen, und für die meisten mußte der Chef „zu Hause sein.“

Wir finden ihn in Gesellschaft eines Gastes, den wir mit Sicherheit wieder erkennen, obgleich er nun nicht den langen schwarzen Bart trägt, der sein Kennzeichen war, als wir ihn zum ersten Mal sahen. Die beiden Männer sind in einem lebhaften Gespräch begriffen.

„Ich war Watsons wegen in großer Unruhe,“ sagte Burton.

„Ach, ich habe das Messer nicht so tief gesteckt. Er konnte seinen Schanden nehmen bei der Geschichte.“

„Das meine ich nicht. Ich fürchte, daß er in einer schwachen Stunde alles offenbaren könnte. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Sie den Dolch ein paar Zentimeter tiefer getrieben hätten.“

Hasstell erhob sich hastig von seinem Stuhl. Sein ganzes Gesicht brühte eine unsäglich Verachtung aus, gemischt mit einer Nuance Stolz.

„Wofür halten Sie mich? Ich fürchte, Sie haben sich in meiner Person geirrt. Die Thätigkeit eines Mörders in Ihrem Geschäft müßten Sie schon selbst übernehmen. Ich zum mindesten gedente dieses Amt nicht zu bekleiden. Ich bin wohl dabei, wenn es sich um ein sogenanntes „gutes Geschäft“ handelt, aber einer Schufterei hat sich Thomas Hasstell noch nie schuldig gemacht.“

„Nun, nun, nehmen Sie's nicht für ungut.“ Burton lachte verlegen. „Es war nicht so böse gemeint. — Watson muß nun gleich kommen. Wenn ich

nicht irre, höre ich draußen bereits seine Stimme.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Jack steckte den Kopf herein.

„Herr Watson wünscht Herrn Burton zu sprechen.“

„Bitte sehr.“

Watson trat ein. Er sah völlig unverändert aus, nur bedeutend blaffer. „Guten Tag, meine Herren. Da wäre ich nun wieder.“

„Willkommen, und vielen Dank. Das ist ja ganz ausgezeichnet gelungen. Ist doch ein Satanskrieg für solche Sachen, dieser Hasstell.“

Er sah ihn von der Seite an und lächelte triumphierend. — „Ja wissen Sie, meine Herren,“ fuhr er dann fort, „ein besseres Geschäft habe ich noch nie gemacht in meinem Leben und werde es auch niemals machen.“

„Ich war in diesen zehn Tagen in einer so tödlichen Angst und Spannung, daß ich glaube, ich würde den Verstand verlieren.“

„Der Neugeborene!“ lachte Hasstell. „Dessen kann ich mir schmeicheln,“ antwortete Burton und runzelte leicht die Stirn.

„Nun, wie groß wird der Ueberfluß?“

„Das baare Geld belief sich auf achttausend, und den Werth der Juwelen habe ich bei der Inventur auf etwa neuntausendfünfhundert emporgeschraubt. Die Gesellschaft hat mir also siebzehntausendfünfhundert Pfund auszuzahlen, und die werden getheilt.“

Burton seufzte leicht.

„Ja, unserm Uebereinkommen gemäß.“

„Nun, so seien wir alle drei vergnügt, wir haben alle Ursache dazu,“ meinte Watson.

Burton ging, die Hände auf dem Rücken verkränkt, im Zimmer auf und ab. Dann meinte er, vor Hasstell stehen bleibend:

„Aber wäre es nicht am besten, Hasstell, wenn Sie für einige Zeit verschwinden würden? Die ganze Londoner Polizei ist Ihnen auf den Fersen.“

„Nur? — Nein, mein Herr, dem kleinen, untersehten schwarzen Mann mit der Narbe über dem rechten Auge, den Sie als den Dieb bezeichnen. — Zudem wäre mein Verschwinden das beste Mittel, sie auf mich zu hegen. Ich bin jetzt am sichersten, wenn ich im dichtesten Haufen stehe und mit keinem Schritt London verlasse.“

„Ja, Hasstell, Sie haben recht. Doch draußen warten etliche Leute auf mich. — Adieu, meine Herren, in etwa einem Monat können Sie sich Ihren Antheil holen.“

Die Versicherungsgesellschaft mußte zahlen. Die Polizei gab allmählich ihr fruchtloses Suchen auf, und nie hat jemand etwas von dem „guten Geschäft“ der drei Kompanys erfahren.

### Papa Clown.

Erzählung aus dem Artisten-Leben von Jacques Burg.

„Wo ist Dolby?“ fragte Rottmann, der Regisseur des Zirkus W., die anderen Klowns, die pünktlich zur Probe waren.

Niemand konnte Auskunft geben. Man hatte Dolby den ganzen Morgen noch nicht gesehen.

Der Regisseur ging ärgerlich in's Bureau, um den Direktor in Kenntniß zu setzen.

„Der Clown Dolby hat die heutige Probe versäumt,“ sagte er. „Ich möchte Sie bitten, Herr Direktor, ihm einen Strafzettel zuzuschicken.“

„Nein, ich habe ihn selbst für heute Vormittag dispensirt,“ entgegnete der Chef. „Er war in meiner Wohnung und hat um seine sofortige Entlassung.“

„Seine Entlassung?! Warum denn?“

„Einen Grund wollte er nicht angeben. Wahrscheinlich irgend eine Familiengeschichte! Er schien kolossal aufgeregt zu sein!“

„Haben Sie das Gefuch bewilligt?“

„Für den Augenblick noch nicht. Wenn ich Ersatz für ihn finde, dann kann er meinetwegen gehen.“

„Aber er ist doch das älteste Mitglied — schon seit vierzehn Jahren bei Ihnen engagirt.“

„Ganz recht. Er muß den Verlust verloren haben. Na, ich denke, er wird von selbst wieder zur Befinnung kommen.“

Rottmann kehrte zur Menage zurück und erzählte einigen Vertrauten die Geschichte von Dolbys Entlassungsgesuch.

Natürlich sprach sich die Sache bald herum. Es war für Jeden etwas ganz Neues, Ueberaschendes; denn am vorhergehenden Abend hatte der Clown mit keinem Worte seine Absicht, die au's Stellung aufzugeben, erwähnt. Wenig mittelbar war er ja freilich immer. Alle kannten ihn als still und verschlossen. Er besah unter dem ganzen Personal des Zirkus seinen Freund und lebte wie ein Einsiedler.

Dennoch, wenn er an ihrem Lachen, an ihren Scherzen keinen Antheil nahm. Daß er fort wollte, schien aber Allen ein unlösbares Räthsel.

Die verschiedenartigen Vermuthungen, die laut wurden, entkräftigte schließlich eine der Ballet-Damen durch die Mittheilung, sie habe am Morgen den Clown gesehen, wie er in Begleitung eines bildschönen jungen Mädchens, vom Bahnhof aus zur Stadt gefahren sei.

Dadurch bekam die Sache natürlich einen viel interessanteren pikanten Anstrich.

Während bei der Probe der Fall noch weiter erörtert wurde, sah Dolby im Zimmer eines Hotels an der Seite jenes jungen Mädchens, von dem die Ballet-Tänzerin im Zirkus erzählte. Es war eine zarte Blondine, etwa 18 Jahre alt — und, in der That, auf fallend schön! Ihr Aeußeres machte einen vollendet aristokratischen Eindruck.

Im seltsamen Gegensatz zu ihr, Dolby, der breitkühnige Mann mit dem bartlosen, scharf markirten Gesicht, den an der Seite schon stark ergraute Haare und der lässigen, der Beobachtung gesellschaftlicher Formen scheinbar ungewohnter Haltung!

Welcher Zufall mochte diesen beiden Menschen zusammengebracht haben? Undentbar, daß sie ein Lebenspaar sein sollten!

Die Beiden saßen schweigend da, als ob Keiner den Muth fände, seine Gedanken in Worte zu kleiden.

Endlich fragte Dolby mit leiser unsicherer Stimme:

„Du bist mir böse, Lola?“

„Böse? Nein, — aber traurig bin ich, Papa! Wir sind uns so fremd geworden! Oder besser gesagt: Wir sind uns fremd geblieben! Schon als ganz kleines Kind hast Du und Mama mich zu gleichgültigen, uns ganz fern stehenden Leuten in's Ausland geschickt; und nach Mamas Tode mußte ich dort bleiben! Aber in jener Zeit suchtest Du mich wenigstens öfters.“

Seit ich aber nach Genf in's Pensionat gekommen, hast Du mich alle die Jahre gar nicht mehr bei mir sehen lassen! Hastest Du denn gar keine Sehnsucht?“

„Ich fürchtete manchmal, Du hättest mich vergessen!“

„Nein, — vergessen habe ich Dich nie!“

„Ja, freilich, — Du sandtest mir Geld — mehr als ich brauchte. Aber das verdient Du gewiß leicht; darin erkannte ich keinen Beweis Deiner Liebe. Wie oft habe ich geweint, weil ich mir so verlassen vorkam!“

„Und das hast Du mir nie geschrieben?“

„Nein, — aus Trost! Ich wollte nicht um das betteln, was allen anderen Mädchen in der Pension von ihren Eltern freiwillig gewährt wurde. Ich wäre auch heute nicht gekommen, — heut nicht, und vielleicht niemals, — wenn — wenn —“

„Nun?“

„Ach, es ist so schrecklich schwer, Dir das zu sagen, Papa.“

„Du mußt es mir sagen.“

Lola brach in Thränen aus.

„Ich erfuhr, daß — daß Du mich belogen hast!“

„Lola!“

„Ja, es ist nicht wahr, daß Du ein Fabrikbesitzer bist, wie Du es mich immer glauben machtest. Jetzt weiß ich genau, daß Du es niemals gewesen!“

Dolby erschrak sichtlich und schloß eine Weile. Dann ergriff er Lolas Hand und sagte mit zitternder Stimme:

„Wenn ich gelogen habe, so geschah es nur aus Liebe zu Dir! Ich wollte nicht, daß Du unter einem Vorurtheil leiden solltest, das gegen unsern Gleichheit herrscht.“

„Aber ich weiß doch auch heute noch nicht, was Du bist — ob Du einen ehrlichen Beruf hast — oder —“

„Ehrlich!“ Der Clown richtete sich stolz auf. „Ehrlicher verdient wohl nicht jeder sein Brot!“

„Dann schenke mir doch reinen Wein ein! Ich leide ja so sehr unter dieser Unwissenheit!“

„Erst sage Du mir, wer Dir erzählt hat, daß ich nicht Fabrikbesitzer sei!“

Du mußt es mir sagen was Du bist. Mein Lebensglück steht ja auf dem Spiel!“

„Mein armes Kind,“ antwortete Dolby traurig. „Ich zürne Dir nicht, wenn auch Deine Worte hart und ungerecht sind. Auch Du selbst wirst vielleicht Deinen Vater verachten, wenn Du hörst, in welchem Beruf ich diene!“

„Verachten? Ich?? Wenn es nur ein ehrlicher Beruf ist! Ich verachte nur die Lüge!“

Dolby seufzte und antwortete ernst beinahe feierlich: „Warte noch bis — heute Abend! Dann sollst Du Alles erfahren — und vielleicht wirst Du — meine Lügen begreifen.“

Langsam schlichen die Stunden. — Als die Vorstellung im Zirkus begann, sah Lola allein in einer Loge. Unter dem Vorwand, ihr eine Zerstreung verschaffen zu wollen, hatte Dolby seine Tochter dorthin gebracht. Er selbst gab vor, keine Zeit zu haben, bei ihr zu bleiben und verbrachte, sie pünktlich nach Schluß abholen zu wollen.

Lola war noch nie in einem großen Zirkus gewesen, und das farbenprächtige Bild, das in raschem Wechsel an ihr vorüberzog, interessirte sie, wenn gleich ihre Gedanken immer wieder zu fernem Dingen abschweiften.

Jetzt betrat ein Clown mit seinem dreifürten Esel die Bahn. Die Nummer begann mit einem tomsischen Ringkampf zwischen dem Menschen und dem Thiere.

Lola fand diese Produktion abstoßend. Sie verlebte ihr ästhetisches Empfinden. Nochte sich auch das Publikum darüber amüsiren, sie wollte nicht zur Menage hinunterblicken.

Und doch! Wie durch eine magische Kraft gelockt, mußte sie ihre Augen immer und immer zu dem Spasmacher wenden. Er mißfiel ihr mit seinem weiß geschminkten Gesicht, der strohgelben Perücke und dem kindlich albernen Kostüm. Wie ein Mensch sich so erniedrigen konnte!

Aber seltsam! Jener Mann richtete den Blick plötzlich starr auf sie — und die Augen sahen so traurig aus — so um Mitleid flehend und traurig. —

Lola verfuhrte die Züge zu enträthseln; ihr Herz pochte zum Herzsprung. Da, — auf einmal durchzuckte es sie, wie ein jäher Blitz! Es war — ihr Vater! Er, — in einer solchen Rolle, die ihr so demüthigend und erniedrigend erschien!

Zitternd entfaltete sie den Zettel und las die Bestätigung:

„Clown Dolby in seinem urtomischen Ringkampf.“

Wie im Fiebertraum jagten sich ihre Gedanken. Sie dachte an Frederic, an das üppige, behagliche Leben, das sie bisher geführt, an die Pension, an ihre Freundinnen. Hätte man den Beruf ihres Vaters getannt — so wäre sie gewiß seit jeher als Ausgestoßene behandelt worden! Jetzt begriff sie, warum Dolby sie belogen und sie fing an, sein Verhalten zu billigen.

Qualvoll vertrieb der Abend. Das Programm schien kein Ende nehmen zu wollen! Endlich kam die letzte Nummer an die Reihe: Der Bär als Kunstreiter.“

Eine geschmacklos bunt gekleidete Dame führte den ziemlich großen und kräftigen Bären vor. Dolby hatte Reifer und Schawis zu halten, die Hindernisse, die das Thier vom Panneau aus zu nehmen hatte.

Aber Meister Bez war heute gar nicht bei Laune und verfuhrte hartnäckig. Weder die Freundlichkeiten noch die Schläge der Dressen konnten ihn bewegen, sich an seine Pflicht zu erinnern. Das Peinliche der Situation wußte Dolby durch improvisirte Scherze, die das Publikum zum Lachen brachten, einigermaßen zu mildern. Pöblich aber verwandelte sich die indifferente Faulheit des Thieres in Horn und Wuth. Ehe die vorführende Dame es verhindern konnte, war er von dem Panneau zum Manegen-Rande hinabgeklert und wandte sich zähnefleischend gegen einige Kinder, die dort in der untersten Sperrreihe saßen.

Ein lauter Aufschrei des Entsetzens löste durch den Zirkus.

Aber im selben Moment war der Clown Dolby zwischen den Bären und die gefährdeten Kleinen gefrungen. Er packte das Thier mit Griffen von fast übermenschlicher Kraft. Ein regelrechtes Ringen entstand — nur wenig Sekunden, — aber vielleicht das aufregendste Schauspiel, das je in einem Zirkus gesehen worden. Durch seine Schnelligkeit und Genadtheit gelang es ihm, den Bären zu werfen und so lange am Boden zu halten, bis Andere zu Hilfe herbeieilten, die das Thier fortzschleppten.

Das Publikum verließ, wie betäubt vor Schreck, den Zirkus. Kein Applaus lohnte die muthige That des Klowns.

Aber aus der Loge herab kam Lola bis zum Manegen — Ausgang. Weinend umarmte sie Dolby und küßte seine geschminkten Wangen.

„Nein, Vater, ich brauche mich Deiner nicht zu schämen,“ flüsterte sie. „Ich weiß, was die Zukunft von mir verlangt! Ich will bei Dir bleiben! Zu Dir gehöre ich! Laß mich etwas lernen, daß ich künftig auch Deinem Berufe nicht fremd bin!“

Hoch hinaus.

Schauspieler: „Herr Direktor, ich wollte Sie bitten, mir fünf Mark Vorschuß zu geben.“

Theaterdirektor: „Fünf Mark? Ja, Mensch, wollen Sie denn eine Bade-reise machen?“

Das Schicksal.

„Hast Du Deinem verflorenen Bräutigam nun seine Geschenke zurückgeschickt?“

„Ja, aber damit ist er noch nicht zufrieden — er will noch für die Gedichte, die er mir sandte, Honorar haben.“

Nicht verlegen.

„Ja, lieber Nefte! Ich kann momentan Deiner Bitte nicht nachkommen, ich habe keine flüssigen Mittel!“

Student: „Dann gieb mir nur gestroft feste, flüssig werde ich sie dann schon selber machen!“

Beschäftigt.

Patient: „Ich hätte eine Bitte, Herr Doktor. Sie sind zwar Mediziner, aber könnten Sie mich nicht nach der naturgemäßen Heilweise kuriren?“

Arzt: „D, gewiß. Ich lasse jeden nach seiner Facon selig werden.“

Dilemma.

Fräulein Eulaska: „Ich weiß nicht, was ich thun soll; der Heirathsvermittler sagt, daß ich ihm ein Bild von mir schicke... nun habe ich aber nur welche, auf denen mein Gesicht jung und die Mode alt ist und (seufzend) bei den neueren ist's umgekehrt.“

Das Schicksal.

Badisch: „Seute habe ich mir ein Stüd Fruchtkorte mit Schlagahne gekauft, die war aber wirklich belizios!“

Tante: „Aber, Dorchon, Du könntest Dein bischen Taschengeld auch zu etwas Besseren verwenden!“

Badisch: „Ja, giebt es denn noch etwas Besseres?“

Verdächtig.

Patient (zum Diener): „Ich hatte den Herrn Doktor brieflich gebeten, mich heut' Admittag zu besuchen. Da ich aber verreisen muß und höchste Eile habe, so komme ich lieber gleich in die Sprechstunde.“

Diener: „Sehr wohl, mein Herr, ich werde den Herrn Doktor gleich — rufen!“

Im Krankenhaus.

„Was fehlt denn jenem alten Mann dort?“

„Der hat eine Karfunkelnase, an der die medizinischen Hörer hängen.“

„So, so, also eine Leuchte der Wissenschaft.“

Wittrausch.

Professor: „So, so? Seit drei Tagen haben Sie nichts gegessen? Schön, ich werde Ihnen was schenken, aber erst kommen Sie mal mit in meine Klinik, damit ich Ihnen den Magen auspumpen kann.“

Sensur.

Patient: „D, diese Doktoren, ... wie ich die Pillen nur im Wasser einnehmen durfte, da mußte ich täglich zehn schlucken, jetzt, wo ich sie in Wein nehmen darf, da läßt er mich täglich nur zwei Stück nehmen!“

Ze nachden.

Richter: „Sie sagen, Sie haben den Angeklagten sein ganzes Leben lang gekannt.“

Zeuge: „Jawohl, Herr Richter.“

„Nun, glauben Sie, daß er fähig ist, das Geld gestohlen zu haben?“

Zeuge: „Wieviel war es denn?“

Vorlesung.

Landwirthin (am Tage von Pfingsten zur Tochter, die den Kuchenteig anrührt): „Nestle, thu' lieber a' paar Eier und an' Butter in den Kuchen — dahint' zieht a' Wetter auf, wenn morgen die Stadtbaqqerl nit' raus' timmt, müß'n wir'n allein ess'n!“

Zweideutig.

A. (zu B., der keraucht ist und den er nach Hause führt): „Was wird aber Deine Frau sagen, wenn sie sieht, daß ich Dich in diesem Zustande nach Hause bringe?“

B. (allend): „D meine Frau — weiß schon — daß ich heute — heute Abend mit — mit einem Affen komme!“

Auch ein geflügeltes Wort.

Tochter: „D, Papa, jetzt hat's die Käthlin gebürt, als ich zu Mama sagte, ihr Minchen sei eine „Schmeegans!“ Das wird einen schönen Verdruß ab'sehen!“

Papa: „Das hast Du Dir selbst zu schreiben: Man soll eben im Gebrauch „gefügelter Worte“ etwas vorsichtiger sein!“

Doch etwas.

Besuch: „Wer hat denn bei Euch den Hausschlüssel Karlchen?“

Karlchen: „Die Mama!“

Besuch: „Und den Kassen Schlüssel?“

Karlchen: „Auch die Mama!“

Besuch: „Sag denn Dein Papa gar keinen Schlüssel?“

Karlchen: „D ja, seinen Uberschlüssel!“